

VON
KLAUS ZINTZ

33 Jahre ist es her, dass Block 4 des Atomkraftwerks in Tschernobyl in die Luft flog. Die Explosion und der nachfolgende tagelange Brand führten zur bisher größten nuklearen Katastrophe in Friedenszeiten. Die gewaltige radioaktive Wolke verseuchte nicht nur die Umgebung samt der nahe gelegenen Arbeiterstadt Prypjat, sondern breitete sich auch weit nach Westen aus. Überall dort, wo Regen die Luft reinwusch, wurde der Boden teilweise massiv verseucht.

Auch Baden-Württemberg war betroffen. Nachdem am 29. April 1986, also erst drei Tage nach dem Unglück, im Westen über die Atomkatastrophe berichtet wurde, machten sich hierzulande viele Menschen große Sorgen. Die Erinnerungen daran sind bis heute wach geblieben. Da war die Mutter, die schnell die Johannisbeeren im Garten erntete und selbst verzehrte, damit ja die Kinder keine radioaktiv verseuchten Beeren aßen. Oder das Kindergartenkind, das seiner Mutter Blumen gepflückt hatte – und sich wunderte, warum die Beschenkte die Blumen umgehend entsorgte. Oder der Segelflugschüler, der mit Mundschutz und Handschuhen zum Flugunterricht kam und sich in den Pausen auf keinen Fall auf den womöglich radioaktiv verseuchten Rasen setzen wollte.

In den Jahren nach 1986 ging es in Russland bergab. Die Not war so groß, dass der russische Präsident Michail Gorbatschow 1990 Europa gebeten hatte, Russland über den Winter zu helfen. „Dieser Aufruf war der Anlass für unsere Aktion „Stuttgart hilft Retschiza“, berichtet Klaus Wagner, der damals Lokalredakteur der Stuttgarter Zeitung war. In der Folgezeit unterstützte die Zeitung die Hilfsaktion nach Kräften. So kommen bis zum Frühjahr 1992 etwa 3,5 Millionen DM an Spenden zusammen: Mit sechs Lkw-Konvois werden Nahrungsmittel für mehr als 10 000 Menschen sowie medizinische Hilfsgüter in die weißrussische 75 000-Einwohner-Stadt Retschiza gefahren.

Mit Hilfsaktionen werden viele Kinder unterstützt

Bald stellen die an den Transporten beteiligten Akteure jedoch fest, dass weniger fehlende Nahrungsmittel den Menschen in Retschiza Probleme bereiten, sondern eher die Folgen der Atomkatastrophe: Noch immer sind Nahrungsmittel verstrahlt, plagen gesundheitliche Probleme infolge der Strahlenbelastung die Menschen. So steht zunehmend die Hilfe für eine bessere medizinische Versorgung im Vordergrund.

Im Jahr 1992 schlossen sich die Aktion „Stuttgart hilft Retschiza“ und eine evangelische Hilfsaktion für Weißrussland zusammen: So entsteht die Gruppe „Freunde der Kinder von Tschernobyl“ unter dem Dach der evangelischen Kirche, die später zu einem Verein wird. Neue Hilfsaktionen werden gestartet. Sie haben vor allem die Versorgung von Kindern zum Ziel. Zudem will man die medizinische Lage in der Großstadt Gomel verbessern, der mit mehr als 500 000 Einwohnern zweitgrößten Stadt Weißrusslands. Noch Jahre nach dem GAU leiden die Menschen dort unter der radioaktiven Verseuchung. Unbelastetes und von der EU subventioniertes Milchpulver sowie Vitamintabletten werden nach Gomel ge-



Im ehemaligen Städtchen Prypjat erinnert heute noch Kinderspielzeug daran, dass die Gebäude schlagartig geräumt werden mussten.



Die Katastrophe von Tschernobyl

Als 1986 ein Atomreaktor im fernen Russland explodierte, reichte die radioaktive Verseuchung bis nach Deutschland. Doch während hier die Belastung heute kein Thema mehr ist, sind die Folgen in Weißrussland nach wie vor zu spüren. Ein Verein aus Stuttgart hilft betroffenen Menschen.



Ein Hilfstransport der Stuttgarter Zeitung erreicht die weißrussische Stadt Retschiza.

bracht. So lassen sich rund 1000 Kinder in 20 Kindergärten auf dem Land versorgen. „Zwei Lieferungen im Jahr haben gereicht, um den Kindern jeden Tag ein Glas unbelasteter Milch und eine Vitamintablette geben zu können“, erinnert sich Klaus Wagner.

Parallel kümmern sich die „Freunde der Kinder von Tschernobyl“ um die Verbesserung der medizinischen Betreuung in Gomel und Umgebung. Teure Medikamente und gebrauchtes medizinisches Material werden gesammelt und nach Weißrussland gefahren. Auch unterstützt der Verein das 1994 gegründete Kinderhilfsdorf Nadeschda in der Nähe von Minsk im unverschuldeten Norden Weißrusslands finanziell. Dort können sich Kinder 24 Tage im Jahr im Klassenverband erholen.

Bis heute hat der Verein insgesamt rund 4,8 Millionen Euro an Spenden eingesammelt. Rund zehn Prozent davon kommen Nadeschda zugute. Daneben werden bis heute drei medizinische Einrichtungen unterstützt. „Die Ärzte berichten uns nach wie vor von Spätfolgen, zu denen Krebserkrankungen genauso gehören wie Immunschwäche und Krankheiten der Atemwege und des Verdauungssystems“, berichtet Wagner.

Das ist Motivation genug, mit der Aktion weiterzumachen – zumal die Informationen aus erster Hand kommen, also von Ärzten und anderen sozial engagierten Menschen vor Ort. Und nach wie vor ist hierzulande die Motivation groß, den Menschen in den verstrahlten Gebieten zu helfen – was sich auch an den zahlreichen Spendern zeigt, die den Verein tatkräftig unterstützen. Wobei Klaus Wagner, der unter anderem für das Spendenaufkommen des Vereins zuständig ist, anmerkt, dass es „natürlich noch mehr sein könnten“.

Der Verein im Internet unter <https://tschernobyl-kinder-stuttgart.de/>

Info

Der GAU von Tschernobyl

Für diesen größten anzunehmenden Unfall (GAU) gibt es keine alleinige Ursache – es ist die berühmte Verkettung mehrerer unglücklicher Ereignisse. Der Reaktor sollte den Nachweis erbringen, dass er trotz eines vollständigen Stromausfalls noch funktionsfähig ist. Doch das komplizierte Verfahren muss unterbrochen werden. Als der Reaktor schließlich ganz heruntergefahren wird, werden Vorschriften missachtet und falsche Entscheidungen getroffen. Hinzu kommen konstruktionsbedingte Sicherheitsmängel. Ein unkontrollierter Leistungsanstieg ist die Folge, der Reaktor explodiert.

Durch das Unglück sterben direkt etwa 50 Menschen, darunter Feuerwehrleute. Seither dürften die Spätfolgen aber weit mehr Menschenleben gefordert haben – Schätzungen gehen von bis zu 1,4 Millionen Opfern aus. ZZ



Szenen nach dem Unglück: der Blick auf den zerstörten Reaktor, die verlassene Stadt Prypjat und eine besorgte Mutter, die sich um ihr strahlengeschädigtes Kind kümmert. Fotos: AP, AFP (2), Achim Zwegarth (3)

